

Von der Bereitschaft, sich hin und wieder auffressen zu lassen

AUFGEFALLEN

Endlich frei!

Von Renate Ammann

Einen Weckruf der besonderen Art erlebten rund 100 Rotarier, die sich am Samstagmorgen in Näfels zum Kickoff-Meeting eingefunden hatten. Denn der Philosoph und Publizist Ludwig Hasler referierte brillant über «Empathie und Diskurs».

Von Sven Gartung

Näfels. – Der Uzner Anwalt Bruno Glaus, der im kommenden Jahr als District Governor bei Rotary International amtiert, freute sich auf den Gastredner. «Ich hoffe, er wird Schwingungen erzeugen», so Glaus in seiner kurzen Eröffnung des Treffens der lokalen Rotary-Präsidenten. Bald gab er das Wort an Ludwig Hasler, den bekannten Nachtmenschen, der sich «nicht sicher» war, ob er denn bereits am Morgen Schwingungen zu erzeugen vermöge.

Der Philosoph hatte sich Gedanken über das Einfühlungsvermögen und die öffentliche Diskussion (Empathie und Diskurs) gemacht. Und er berichtete vom Hin und Her in den Geisteswissenschaften: «Gefühle verwirren den Verstand», sagten die einen. Nein, «nur mit dem Herzen sieht man gut», meinten die anderen. Hasler hielt fest: «Auch der Diskurs braucht Empathie, sonst läuft er an der Gesellschaft vorbei.» Darum sei die Gefühlslage zu berücksichtigen.

Von perversen «Arena»-Shows ...

Hasler stand, eine Hand in der Tasche seines Jacketts haltend, und fesselte seine Zuhörer mit historischen Ausführungen, als im 18. Jahrhundert die Macht der Argumente die Macht der Stände ersetzte. Der Diskurs war geboren, er machte die Bürger mündig und wollte «die Gesellschaft zur Vernunft bringen». Heutzutage «neigt



Freund der Weisheit: Philosoph Ludwig Hasler referiert mit Verve über «Empathie und Diskurs».

Bild Sven Gartung

der Diskurs dazu, banalisiert zu werden», so Hasler. Die «Arena»-Sendungen des Schweizer Fernsehens etwa empfindet er als «Pervertierung der Idee des Diskurses».

Mit geneigtem Kopf und über den Rand seiner Brille hinweg erklärte der Philosoph dann sein Verständnis, wie Diskurse zu führen seien: nämlich «mit der Bereitschaft, sich auffressen zu lassen». So interpretierte er Hegel. Ansonsten, so Hasler, «bleiben wir

die Deppen, als die wir gekommen sind». Gegen den «öffentlichen Schmarrn», mit dem der Diskurs abgefüllt werde, helfe nur eins: «Geben Sie Gegensteuer!» Denn «das Hirn arbeitet sowieso immerzu – fragt sich nur, mit was», erklärte der Mann, der ein journalistisch-akademisches Doppelpelleben führt, und brachte seine Zuhörer damit zum Schmunzeln.

Die Geburtsstunde der Empathie lag weit vor der Zeit der Aufklärung.

Angenommen sein in seiner Eigenart, der Respekt vor der Einzigartigkeit sei «ein modernes Grundrecht jedes Menschen». Empathie ermögliche Entwicklung, «denn als Mensch sind wir zur Entwicklung da». Und nicht, wie ein Bundesrat bei seiner Ernennung sagte: «Ich werde mich nicht gross ändern.» Hasler habe damals die Augenbrauen hochgezogen und «Na danke!» ausgerufen.

... und der Chauffeuse nach aussen

Ohne weiter auf sein Manuskript zu schauen, fuhr Hasler fort, streute Anekdoten ein, anhand deren er seine Erkenntnisse veranschaulichte. «Fruchtbare Empathie ist, alles zu tun, um aufrecht zu gehen, und nicht, um den Kopf hängen zu lassen.» Das hatten während eines Spitalaufenthaltes seinerzeit zwei Krankenschwestern mit dem jungen Hasler gemacht; den Patienten bemitleidet «und mich so nur noch kränker gemacht». Die dritte Pflegerin jedoch habe von ihren nächtlichen Erlebnissen im Ausgang berichtet. «Das war toll!» Hasler, dankbar abgelenkt, nannte die Dame fortan «meine Chauffeuse nach draussen».

Seine Schlussfolgerung: mit Empathie Resonanz zu erzeugen. «Man sollte so auftreten, dass die anderen die eigene Stimmung übernehmen. Ihre Vergnügen muss man sehen können», empfahl er den Rotariern. «Empathie begünstigt den Geschmack am Aufgefressenwerden.»

Dafür wünschte er den Rotarier-Präsidenten Glück. «Wenn es Ihnen gelingt, werde ich es merken», schloss Hasler mit einem Blick in die Runde. «denn dann verändert sich die Welt.» Unter langanhaltendem Applaus verabschiedete sich der Freund der Weisheit. Die morgendlichen Schwingungen des nachtaktiven Denkers waren angekommen.

«Der Besuch in Berlin war schon seit langer Zeit geplant und generell wären wir lieber im Frühjahr in die Stadt mit 'Herz und Schnauze' gefahren», so haftet der Satz eines Bekannten in meiner Erinnerung. Zwischen dem 5. und 15. November 1989 fand jene Gruppe Jugendlicher terminlich endlich einen gemeinsamen Nenner. Nicht im Geringsten hätten sie zu träumen gewagt, dass sich ihre Devise «jetzt hauen wir eins auf den Putz» in ein landesweites Spektakel sondergleichen ausweiten würde. «Wir standen am Abend des 9. November am Brandenburger Tor mittendrin und wurden von wildfremden lachenden und weinenden Menschen umarmt», erzählte er damals.

Für ihn ein ebenso unvergessliches Erlebnis wie für mich der 13. August 1961. Ein Sommersonntag wie aus dem Bilderbuch, an dem ich mit meinen Eltern und dem just bei uns weilenden Besuch aus dem ostdeutschen Halle einen traumhaften Ausflug zum Bodensee genoss. Und dann hörten wir im Radio die Nachricht vom Bau der Mauer. Es war wie ein Hammerschlag, vor allem für die junge Frau aus der DDR. Hier bleiben? Noch so gerne, aber «drüben» wartete die pflegebedürftige Mutter. Obwohl vom freiheitlichen Denken und Handeln im goldenen Westen sehr angetan, fasste sie den Entschluss, in den sozialistischen Käfig zurückzukehren.

In den 28 Jahren bis zur Wende folgten die üblichen Fresspäckchen. Immer mit der Angst im Nacken, dass der Feind mithört und -liest, beschränkte sich der Briefwechsel wie die wenigen Telefongespräche auf einen lapidaren Inhalt wie «mir geht es gut» und «wir haben schönes Wetter». Freie Meinungsäusserung gehört seit Jahrhunderten zu unserem Alltag, ehemalige DDR-Bewohner durften sich diese in einem langen Lernprozess endlich auch aneignen.

Heute noch Gänsehaut ob der selbst erlebten Zeitgeschichte im Berliner November 1989

1989, vor zwanzig Jahren, fiel die Mauer, die Bürger der DDR durften (aus)reisen. Über die bewegende Zeit hat am Sonntag im Rapperswiler Kunstzeughaus das Ehepaar Hörnigk erzählt. Die (ost)deutschen Schriftsteller fesselten mit ihren Erlebnissen.

Von Sven Gartung

Rapperswil-Jona. – Daniela Colombo war bass erstaunt. «So viele Leute», freute sich die Initiantin der morgendlichen Veranstaltung. «Ich habe mich schon gefragt, ob sich das Thema nach zwanzig Jahren nicht schon erledigt hat.»

Nein, hat es nicht. Der Fall der Berliner Mauer und das daraus resultierende Ende der Deutschen Demokratischen Republik bewegt und fasziniert Zeitzeugen wie Beobachter gleichermaßen seit dem 9. November 1989. Und so wurden weitere Stühle in den Ausstellungssaal des Kunstzeughauses geschleppt. In verschiedenen Ausschnitten aus Max Ophüls Dokumentarfilm «Novembertage» konnten die Besucher sich nach und nach ein Bild machen, wie die Menschen hinter der Mauer den Zeitenwandel erlebt haben.

Spioniert Tochter den Vater aus?

Bilder hat sich auch der Schriftsteller und Literaturprofessor Frank Hörnigk

gemacht. «Einige haben sich im Laufe der Jahre verschoben», sagte er in der anschliessenden Podiumsdiskussion, «andere sind geblieben.» So etwa der Eindruck, dass der 9. November 1989 mit zum Schönsten gehört, was ihm in seinem Leben widerfahren sei.

Hörnigk sucht während seiner Ausführungen spürbar nach passenden Worten. Erinnerungen mischen sich auch nach all den Jahren mit schier unbeschreiblichen Emotionen, etwa, wenn er beschreibt, wie die Staatssicherheit der DDR versucht habe, seine eigene Tochter zu gewinnen, um kompromittierendes Material gegen

ihn, den leiblichen Vater, zu sammeln. Sie tat es nicht. 23 anderen Menschen aus Hörnigks Leben, das erfuhr er später aus den Akten der Stasi, anscheinend aber doch.

Auch Hörnigks Frau Therese hatte als Schriftstellerin Erlebnisse, die die paranoide Haltung der Staatsmacht illustrierten. «Die Lizenz eines meiner Bücher wurde nach Deutschland verkauft, damit der Staat an Westgeld kam», erzählt sie. «Aber das Wort 'Mauer' sollte gestrichen werden», erzählt sie und schüttelt beim Gedanken daran noch heute den Kopf. «Das Wort durfte dann – nachdem ich angedroht hatte, das Buch werde an-

derfalls nicht erscheinen – so benutzt werden.» Das Geld, von dem sie keinen Pfennig gesehen habe, war dem Staatsapparat wichtiger.

Mikrokosmos hinter der Mauer

Warum das Ehepaar nicht auch in den Westen «rübergemacht» habe, wie Tausende andere, fragte ein Besucher. Therese Hörnigk erklärte, dass man sich hinter dem «antifaschistischen Schutzwall» nach und nach «eingrichtet» habe, «man lebte damit». Denn: «Sie war nun mal da, die Mauer.»

Frank Hörnigk erklärte seinen Verbleib mit dem Mikrokosmos, den er sich im Staat geschaffen hatte: «Meine Freunde, die Universität, mein Wohnquartier – das war 'mein Land'.» Obschon man sich als (Ost-)Berliner mitunter wie im Zoo gefühlt habe, wenn die (West-)Deutschen von den Aussichtsplattformen herübergestarrt hätten. «Viele Menschen waren aber schlicht überfordert, aus der DDR wegzugehen.»

Die gut zweistündige Veranstaltung war mehr als ein kurzes Linsen durch eine Mauerritze. Sie zeigte eindrücklich, mit wie viel Courage die Bürger der DDR damals die Macht friedlich in die Knie gezwungen haben – ohne es im Moment des Geschehens gewusst zu haben. «Niemand hat doch bei der Grenzöffnung gedacht, dass damit auch das Schicksal der DDR besiegelt war.»

Neues Datum zu «Depressive begleiten»

Uznach. – In Uznach findet ein Vortrag zum Thema «Was ist eine Depression und wie kann man depressive Menschen hilfreich begleiten?» statt. Die «Südostschweiz» hat dazu am Samstag, 7. November, eine Vorschau veröffentlicht. Wie die Veranstalter nun mitteilen, gaben sie in der Vorschau ein falsches Datum an.

Der Vortrag findet nicht heute Montag, 9. November, sondern erst am Montag, 16. November, statt. Das Ehepaar H. und M. Clark aus Ebnat-Kappel spricht als therapeutische Berater und Seelsorger um 14 Uhr im reformierten Kirchgemeindehaus in Uznach. Eingeladen sind alle Interessierten. Der Anlass ist ökumenisch offen. Depressive Menschen fühlen sich von niemandem mehr verstanden und haben weder den Mut noch die Kraft, ihre Nöte anzusprechen. Auch Familienangehörige, Freunde und Arbeitgeber sind überfordert. Sie möchten helfen und stellen fest, dass ihre Bemühungen den Betroffenen oft nicht weiterbringen. (pd)



20 Jahre nach dem Mauerfall: Daniela Colombo (links) im Gespräch mit den ostdeutschen Zeitzeugen Therese und Frank Hörnigk.

Bild Sven Gartung